
Die langen Linien der europäischen Wirtschaft aus monetaristischer Sicht

Rezension von: Lee A. Craig, Douglas Fisher, *The European Macroeconomy. Growth, Integration and Cycles 1500-1913*, Edward Elgar, Cheltenham 2000, 389 Seiten, £ 75,-.

Das Interesse von Ökonomen an der Wirtschaftsgeschichte hat eine sehr lange Tradition. Nicht nur die sogenannte „Historische Schule“, sondern auch moderne Ökonomen, die die langen Zyklen der wirtschaftlichen Entwicklung der Industrieländer zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben, bedienen sich immer wieder umfangreicher Zeitreihen oder aber auch historischer Beispiele, um ihre Theorien empirisch zu testen. So hat etwa der Zerfall der Sowjetunion Vergleiche mit dem Auseinanderbrechen der Habsburgermonarchie angeregt. Da und dort wurde auch versucht, den „kleinen Crash“ an den internationalen Börsen im Jahr 1987 mit dem Börsenkrach an der Wall Street von 1929 in Beziehung zu bringen. Lediglich die in den letzten Jahren immer dominanter werdende Mikroökonomie konnte, so weit ich sehe, mit den langen Linien der Wirtschaftsgeschichte kaum etwas anfangen. Zuletzt hat die von Douglas North und anderen ins Leben gerufene „Institutionenökonomie“ jedoch geradezu ein Comeback der Wirtschaftsgeschichte in der makroökonomisch argumentierenden Forschung eingeläutet. Nicht ganz zufällig, denn wer kann schon außerhalb des „Elfenbeinturmes“ etwas mit praktizierter B-Mathematik anfangen, die mit der ökonomischen Realität oft so rein gar nichts zu tun hat.

Die beiden Autoren des nun erschienenen Bandes „The European Macroeconomy“

fühlen sich offensichtlich der Tradition eines Walt W. Rostow, Alexander Gerschenkron oder Simon Kuznets verpflichtet: Sie betreiben Ökonomie mit wirtschaftshistorischen Daten. Ziel der Arbeit ist – wie es im einleitenden Kapitel heißt – „to explore the accelerating growth and increasing integration of the European economy from 1500 to 1913“. Ein solches Vorhaben besitzt unzweifelhaft seinen Reiz und auch seine Vorzüge, allerdings um den Preis mancher Simplifizierungen.

Die Vorzüge einer solchen Vorgangsweise werden bei einem ersten Hineinblättern in den Band deutlich. Craig und Fisher verzetteln sich nicht in Details, sie zeichnen die langen Linien der europäischen Wirtschaftsgeschichte von etwa 1500 bis an den Vorabend des Ersten Weltkrieges in einer übersichtlichen, klar strukturierten Form nach. Die Darstellung gliedert sich in drei chronologische Abschnitte, die die Expansion eines gemeinsamen europäischen Marktes in der frühen Neuzeit, die Industrielle Revolution und den Übergang zum „organisierten Kapitalismus“ zum Gegenstand haben. Vorangestellt ist ein Überblick über die „Foundations of macroeconomics in an historical context“, der die theoretischen Grundlagen der Studie zum Gegenstand hat. Ein abschließendes Unterkapitel rekapituliert die großen Zyklen des betrachteten Zeitraums.

Dieses Vorhaben, über das sich viele Wirtschaftshistoriker wohl nur mit großen Vorbehalten und in einer weit umfänglicheren Form wagen würden, bedingt allerdings auch einige wichtige Beschränkungen. Zunächst ist es eine makroökonomische Geschichte Europas, die sich auf jene Länderdaten stützt, die zur Verfügung stehen. Weiters ist es ein primär quantifizierend argumentierender Ansatz. Dies führt zu einer starken Fokussierung auf neoklassische, monetaristische Konzepte, während beispielsweise die Institutionenökonomie wenig Beachtung findet, obwohl der Wandel

von „*institutions*“ – in der angloamerikanischen Bedeutung des Wortes – als entscheidender Integrationsfaktor betont wird.

Die Stärken des Bandes werden dort ersichtlich, wo ein monetaristischer Ansatz tatsächlich sinnvoll erscheint. So überzeugt die Erklärung der sogenannten „Preisrevolution“ des 16. Jahrhunderts primär durch die Erhöhung der Geldmenge infolge der Edelmetallzuflüsse aus den amerikanischen Kolonien. Ein ebenfalls denkbarer Anstieg der Geldumlaufgeschwindigkeit in dieser Periode wird zu Recht als wenig wahrscheinlich bezeichnet. Bemerkenswert auch der von den Autoren konstatierte massive Rückgang der Geldumlaufgeschwindigkeit in der Periode 1850-1913 in den meisten europäischen Ökonomien mit Ausnahme Großbritanniens. Offensichtlich spielten im 20. Jahrhundert große Bedeutung erlangende Geldsubstitute in dieser Phase des Industrialisierungsprozesses eine marginale Rolle, während neue Finanzdienstleistungen bestimmte Geldtransaktionen obsolet machten. Auch scheint die Annahme der Autoren, der de facto Goldstandard in der betrachteten Periode hätte im großen und ganzen die Inflation niedrig gehalten, einleuchtend.

Für das Entstehen modernen Wachstums – die Autoren gehen dabei von einer substantiellen Verbesserung des Lebensstandards während eines Lebens aus – ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führen Craig und Fisher vor allem den institutionellen und technologischen Wandel als Auslöser an. Dieser hätte den von Simon Kuznets betonten sektoralen Wandel ermöglicht und die transregionale und transnationale Integration beschleunigt. Letztere wäre der Schlüssel des „Wunders“ Europa.

Das Problem dieser Argumentation liegt in ihren Verkürzungen. So erklärt sich der Aufstieg der deutschen Ökono-

mie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wohl nicht ausschließlich aus dem Import von Technologien und Humankapital von den britischen Inseln, wie das die Autoren betonen, sondern wurde wohl zumindest ebenso durch den korporatistischen und „kathedersozialistischen“ Weg des Deutschen Reiches in die Moderne beeinflusst. Einleuchtend erscheint hingegen das Problem der Bindung von (Human-)Kapital in alten Technologien in der britischen Wirtschaft. Auch läßt sich die Bevölkerungsentwicklung der frühen Neuzeit, wie das da und dort anklingt, keineswegs ausschließlich aus der ökonomischen *Performance* erklären. Vielmehr spielten exogene Elemente, etwa mikrobiologische Prozesse, eine ebenfalls wichtige Rolle.

Ein weiteres Defizit des Bandes sind mangelnde historische Kenntnisse der Autoren. Die Bedeutung von „Absolutismus“ und „Staat“ im 16. und 17. Jahrhundert wird offensichtlich überschätzt, obwohl andererseits eingeräumt wird, daß in der gesamten betrachteten Periode der „Staat“ lediglich über 3-7% des Sozialproduktes verfügte.

Am problematischer ist aber sicherlich die Grundthese der Arbeit, die ökonomisch Handelnden hätten in der gesamten betrachteten Periode als gewinn- und nutzenoptimierende Subjekte agiert. Angesichts vieler Befunde, die die Subsistenzsicherung in der vorindustriellen bäuerlichen Ökonomie, aber auch im städtischen Gewerbe als zentrales Motiv erscheinen lassen, ist dies eine sehr gewagte, stark zu bezweifelnde Annahme.

Dennoch, nimmt man diese unumgänglichen Simplifizierungen in Kauf, handelt es sich um einen äußerst lezenswerter Band, der sich als „alternativer“ Ansatz zur herkömmlichen wirtschaftshistorischen Literatur anregend studieren läßt.

Andreas Weigl